

BRUCHSTÜCKE

Notizen aus einem ungeordneten Leben



1 Der Anfang

Von Kyra Stromberg Der Januar im dritten Jahr des Ersten Weltkriegs war streng. Russland lag unter einer starren Schneedecke. Nur in den Städten, in Petrograd (St. Petersburg) und Moskau, war unter der winterlichen Starre zunehmend eine gespannte Unruhe zu spüren.

In einem Landhaus, das ein kleineres Fabrikgelände am gewerblichen Rand Moskaus zur Straße hin abschloss, brannte am 3. (16.) Januar [1916] tief in der Nacht noch Licht in zwei Fenstern im zweiten Stock. Hinter den Vorhängen bewegten sich im schwachen Schein Gestalten hin und her. Dann ertönte der kräftige Schrei eines Neugeborenen. Ein älterer Mann legte einem jüngeren ermutigend die Hand auf die Schulter: es war ein Mädchen, die dritte Tochter. „Aber“, so meinte der Ältere, vermutlich der Hausarzt, „sieh sie dir an – diese Schultern – ein wahrer Held!“ Der Jüngere, mein Vater, Alexis H. Stromberg, schien keinen Trost zu brauchen. Ihm war die Tochter ebenso lieb. Von seiner Frau, der Mutter des Kindes, ganz zu schweigen. Während der ganzen Schwangerschaft hatte sie – wie sie fand durchaus wirksam – vor sich hingemurmelt: „Bitte, *keinen* Sohn!“ und, obwohl nicht „rechtgläubig“, alle orthodoxen Heiligen angefleht. Söhne starben in Kriegen, wie sich gerade wieder zeigte. Und der würde kommen, wenn dieses Kind erwachsen war. So war es immer.

Die Njanja hatte inzwischen im benachbarten Zimmer die Spuren der Geburt getilgt, das Kind aus den Armen des Vaters genommen und in sein Bettchen gelegt. Die Wöchnerin reckte sich ein wenig, um es noch einmal zu sehen, sank aber ermattet in ihr Bett zurück. Die Njanja streichelte ihr die Wangen, nickte ihr aufmunternd zu und verschwand.

So war es, sagten die Beteiligten. So könnte es gewesen sein, sagte ich später nicht ohne Skepsis. Ich war vom Vorgang des Zur-Welt-Kommens viel zu sehr beansprucht, um alles objektiv zur Kenntnis zu nehmen.

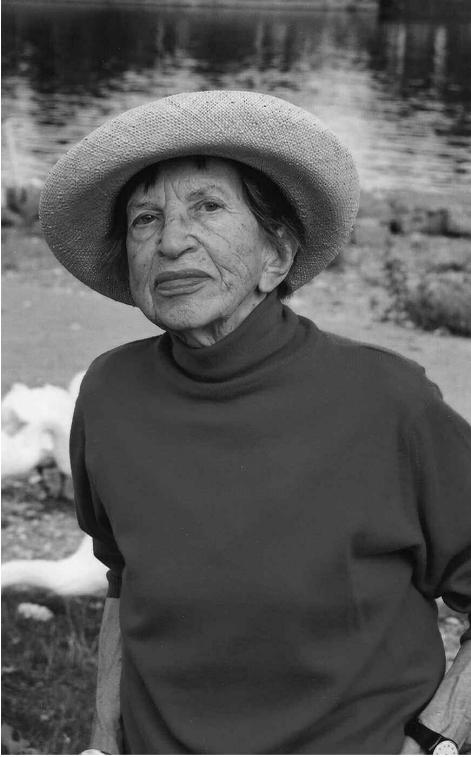
Die Männer hatten sich wieder ins Wohnzimmer zu ihrem Rotwein und dem unterbrochenen Gespräch zurückgezogen. Das Licht aus einer von einem mattgelben Abat-jour verhüllten Hängelampe fiel auf die beiden Gesichter. Der Ältere war ein Mann von Mitte bis Ende Vierzig, knapp gestutzter Bart, Kneifer, der nachdenklich abwägende Blick des Arztes. Erst im volleren Licht erkannte man, dass der Jüngere, der Kindsvater, älter aussah, als er war und auf den Fotografien aus dieser Zeit erscheint. Kleine Falten um die Augen und den Mund, das schon ein wenig schütterere Haar leicht ergraut.

Die Gespräche der beiden Männer kreisten um die Politik. Ihre Kenntnis nährte sich aus unklaren Informationen. Mein Vater hielt Nikolai II. für politisch unfähig, wenn nicht für dumm, die Umtriebe Rasputins am Zarenhof lenkten ihn von den nötigsten Reformen ab. In der Familie dachte man liberal. Bereits vor der Revolution von 1905 gab es revolutionäre Neigungen. Meine sehr viel älteren Vettern und Kusinen, die Kinder der ältesten Schwester meiner Mutter, hatten als Studenten bereits alle „gesessen“ oder waren zumindest von der Universität relegiert worden. Man wusste, dass es den Bauern miserabel ging und sie deshalb offen für die radikalen Machenschaften der Bolschewiki waren, für die man im bürgerlichen Lager wenig Sympathie empfand. Man hoffte wider alle Befürchtungen immer noch auf die immer wieder versprochenen und immer wieder verschobenen Reformen, die eine Revolution überflüssig machen würden.

Die Probleme waren an diesem Abend offenbar nicht zu lösen. So verstummte das Gespräch der beiden Männer und schließlich erlosch auch das Licht im Fenster, hinter dem sie miteinander gesessen hatten. Die Wöchnerin schlummerte erschöpft und das Kind lag mit weit geöffneten Augen in seinem Bettchen und stieß mit den kleinen Fäusten in die leere Luft – ein Schattenboxen, als wollte es Gespenster oder böse Geister vertreiben, die sich im Dunkeln verbergen mochten.

2 Zwischenspiel

Es dauerte nicht lange, da belebte sich die Szene. In einem sanften Lichtschein, der aus ihnen selbst zu dringen schien, bewegten sich weibliche Gestalten von nirgendwoher auf das Kind zu, bedrängten es aber nicht, sondern hielten Abstand. Sie waren ganz verschiedenen Alters und auch ihre Aufmachung war ganz verschieden. Da waren reifere Damen in großer Toilette, einige kamen in Poirets berühmtem „Humpelrock“ mit kleinen Trippelschritten auf das Kind zu, einige waren in weich fallende Reformkleider gehüllt, die dem Körper seine natürliche Bewegungsfreiheit gönnten, die Haare zu lockeren Knoten geschlungen. Andere, noch jüngere, trugen schmale dunkle Röcke, die das Fußgelenk frei ließen, und weiße Hemdblusen. Die Haare waren entweder als Zopf um den Kopf gelegt oder manchmal sogar kurz geschnitten, und eine besonders Lebhaftige trug einen „Tituskopf“. Sie bewegten sich um- und durcheinander, so dass sich ihre Zahl schwer feststellen ließ, aber sie schienen einander zu kennen und begrüßten sich freundlich. Sie hatten offensichtlich etwas für das Kind mitgebracht, Wünsche, die sie jetzt mit leichter



Handbewegung in seine Richtung warfen, wie unsichtbare Blumen. Man ließ den reiferen Damen höflich den Vortritt. Die lächelten bedeutungsvoll. „Ich wünsche dir weibliche Klugheit und das gewisse Etwas“, sagte eine von denen mit Humpelrock. „Ja, Sensibilität und Einfühlung“, meinte eine der Damen in einem dekorativen Reformkleid. „Und eine offene Natürlichkeit“, ergänzte eine der Freundinnen. „Aber auch Lebensmut und -lust“, forderte eine der jungen Frauen im knöchelfreien New Look. „Selbstbewusstsein und die Fähigkeit zur Passion“ – das war die mit dem Tituskopf. „Talente, die dich frei machen, und Intelligenz“, das waren zwei der Jüngsten. Die eleganten, reiferen Damen lächelten leise und weise. „Ohne Lebensklugheit nützt die beste Intelligenz nichts.“ So wägen sie ab und nickten einander zustimmend zu. Es war eine freundliche Atmosphäre. Das Kind lag ganz still und hatte sein Schattenboxen eingestellt – auf einmal gab es einen jähen Luftzug und eine Tür fiel laut knallend ins Schloss. Die Frauen erschrakten und drängten sich zusammen. „Oh weh – die Dreizehnte!“, flüsterte eine der anderen zu. Und da war sie auch schon: ihre brandrote Haarmähne wehte wild über die Schulter ihres phantastisch bunten Kleides. „Ja, da bin ich, und ich weiß, ich bin nicht willkommen“, raunte sie mit ihrer rauchigen Stimme. „Niemand hat mich natürlich benachrichtigt, aber ich erfahre alles, und eure wohlmeinenden und leichtfertigen Wünsche, die ihr über diese ahnungslose Kreatur ausgestreut habt, kenne ich. Aber daraus wird nichts, so wahr ich hier stehe!“ „Wünsche lassen sich nicht ungeschehen machen“, rief eine mutige Stimme. „Nein, leider, aber sie lassen sich einschränken und dämpfen.“ Sie wandte sich in Richtung des Kindes. „Von all den hübschen Talenten und Eigenschaften wirst du keinen Gebrauch machen, weil dir das Entscheidende fehlen wird: Konsequenz und Ausdauer. Immer wirst du von etwas Neuem verlockt sein, dich auf jeden Abweg und Umweg einlassen, und es wird dir immer nur die Hälfte von allem gelingen, was du dir vornimmst...“ „Halt! Genug, deine bösen Wünsche kannst du nicht unbegrenzt äußern!“, riefen die zwölf Feen im Chor und vertrieben die widerspenstige Dreizehnte von der Szene. Es wurde ganz still. Das Kind gähnte und gluckste und schlief ein. //

Kyra Stromberg hat erst spät, zu spät leider, begonnen, ihre Erinnerungen zu notieren, und so sind lediglich acht Kapitel über ihre Kindheit vollendet, von denen wir hier die beiden ersten abdrucken können. Sie lassen ahnen, wie pointiert und sorgfältig formuliert, voller Atmosphäre und Esprit sie ihr Leben darstellen wollte, nicht als episch ausgebreitete Memoiren, sondern in „Bruchstücken“, die wohl doch ein Ganzes ergeben hätten. In den letzten Monaten vor ihrem Tod am 29. November 2006 war sie – tatsächlich immer von Neuem verlockt – mit dem Schreiben eines Kinderbuchs über einen Hund namens „Wuschel“ beschäftigt.

Die Vielfalt ihrer Themen erstaunt uns immer wieder: Kyra Stromberg hat sich gleichermaßen mit zeitgenössischer europäischer und angloamerikanischer Literatur beschäftigt wie mit Architektur und Kunst, mit Design und Fotografie wie mit dem weiten kulturhistorischen Feld. Wenn man sie – meist anlässlich von Ehrungen wie der Verleihung der Hedwig-Dohm-Urkunde des Journalistinnenbundes, des Maria-Ensle-Preises der Kunststiftung Baden-Württemberg oder des Reinhold-Schneider-Preises der Stadt Freiburg – als „Grande Dame de lettres“ bezeichnete, war das also nicht nur ehrerbietig gemeint, sondern Bewunderung für eine umfassende, interessegeleitete Kenntnis und natürlich ihre Eleganz.

Elegant war ihr Auftreten und elegant war ihr Schreibstil, ob sie nun ein Nachwort zu einem Buch über Treppen oder eine Glosse über Schnittblumen, Porträts des lesenden Menschen oder der Gräfin Franziska zu Reventlow, einen Essay über Hilda Doolittle oder über das Glück verfasste – sie formulierte immer genau durchdacht und anschaulich, neben anderen geschult an Virginia Woolf, die sie übersetzt und kommentiert hat. Was für die kleine Form gilt, trifft ebenso auf Kyra Strombergs Bücher zu, den frühen, existentialistisch geprägten Roman *Das Nadelöhr* (1952) und den Bericht einer Reise durch den Iran *Der große Durst* (1954), ihre sehr lesenswerten Biografien *Leben und Werk einer Extravaganten* über Djuna Barnes (1989, neu 1999) und *Ein amerikanischer Traum* über Zella und F. Scott Fitzgerald (1997).

Neben diesen die Autorin überdauernden Büchern werden ihre Übersetzungen, ihre Rezensionen und Feuilletons, von denen einige in dem zu ihrem 85. Geburtstag publizierten Bändchen *Anmut bei größter Freiheit* versammelt sind, an sie erinnern. Ebenfalls im Verlag Ulrich Keicher werden im Laufe des Jahres 2007 auch die *Bruchstücke* erscheinen.

Am 21. Januar versammelt sich im Freiburger Haus für Film und Literatur noch einmal der Freundes- und Bekanntenkreis, um in einer Matinee an Kyra Stromberg zu erinnern. if